

Leseprobe aus:

Roxanne Bouchard

Der dunkle Sog des Meeres

Roman



Das Buch erscheint am 23. April 2021

Weitere Informationen: www.atrium-verlag.com

© Atrium Verlag AG, Zürich, 2020

Aus dem Französischen von Frank Weigand


ATRIUM

*Für meine Eltern, Claude und Colette.
Ich liebe euch.*

»Es gibt Leute, die kommen hierher und protzen rum. Sie prahlen, sie wollen uns auf Teufel komm raus beeindrucken. Sie plustern sich auf. Wir nennen sie: die Touristen.«

BASS, AUS BONAVENTURE

DIE ALBERTO (1974)

Als O'Neil Poirier durch das Bullauge seiner Kajüte den Rumpf eines Segelboots erblickte, wusste er, dass der Tag wahrhaftig schlecht begann. Poirier kam von den Îles-de-la-Madeleine und hatte von dort seinen eigensinnigen Charakter und seine beiden Fischergehilfen mitgebracht. Sie waren zwei Tage zuvor in Mont-Louis angekommen und hatten sich zügig mit ausreichend Proviant für die Fahrt zur Île Anticosti eingedeckt, wo Kabeljau und Hering auf sie warteten. Weil sie bei Anbruch der Morgendämmerung ablegen wollten, hatten sie sich am Vorabend früh in die Kojen gelegt und nicht gehört, wie das Segelboot direkt neben ihnen festgemacht hatte. Bestimmt hatte das Surren des Generators die Schritte der benachbarten Mannschaft über-tönt.

O'Neil Poirier befahl seinen Jungs, aufzustehen. Übel ge-launt ging der Fischer an Deck, um ein bisschen zu poltern, damit diese Sonntagssegler da drüben ein für alle Mal be-griffen, dass sie nicht willkommen waren. Wenn ein Mann morgens um halb vier aufstand, um im eiskalten Wasser der Sankt-Lorenz-Strom-Mündung sein Tagwerk zu ver-richten, hatte er keine Lust, erst noch ein Segelboot voller schlafender Touristen wegzuschieben, die nur ungern früh aufstanden und außerdem meckern würden, weil sie Angst hatten, die Fischer würden ihre Taue nicht wieder sorgfältig festzurren.

O'Neil ging nach draußen. Der Gipfel an Dreistigkeit war, dass der Besitzer des Seglers die Unverschämtheit be-

sessen hatte, sein Stromkabel direkt an den Fischkutter anzuschließen, anstatt es bis zum Kai zu schleppen! O'Neil Poirier riss es grob heraus, beugte sich über den Einmaster und klopfte kräftig auf das Deck.

»Hey, du Wilder! Komm raus! Wir müssen reden!«

In diesem Moment hörte er von drinnen das Stöhnen einer Frau, einen langen herzerreißenden Klagelaut, und Poirier spürte, wie sich seine Nackenhaare sträubten, denn solche Schreie hatte der Fischer noch nie gehört. O'Neil Poirier hatte auf dem offenen Meer vor Anticosti schon Windgeschwindigkeiten von 75 Knoten getrotzt und war kein Angsthase. Er packte sein großes Messer zum Kabeljau-Ausnehmen und sprang auf das Segelboot, als ein weiterer Schrei ertönte, noch atemloser als der erste. Er öffnete die Einstiegs Luke und eilte im Handumdrehen die fünf Stufen hinab.

»Hey, jetzt reicht's aber!«

Keine Antwort. Lediglich laute Atemzüge und das Geräusch unkoordinierter Bewegungen. Es war heiß, feucht. Im Halbdunkel und dem allgemeinen Durcheinander brauchte Poirier eine Weile, bis er eindeutig wahrnahm, was los war. Er näherte sich langsam, noch misstrauisch, der Koje, wo die Frau lag, und als er sah, was Sache war, handelte er, ohne zu zögern. Mit jenem wild entschlossenen Tatendrang, für den er bekannt war, stürzte er vorwärts, schnitt die Nabelschnur durch, wusch das Baby in lauwarmem Wasser und warf die Plazenta zu den Fischen.

Danach wischte er der jungen Mutter die Stirn, legte ihr das sorgfältig eingewickelte Neugeborene auf die Brust, hüllte die beiden in eine warme Decke und verließ lautlos den Einmaster.

An jenem Tag verschoben die Männer der *Alberto* äußerst vorsichtig das Segelboot der Frau, der in ihrer Not

nichts anderes übrig geblieben war, als direkt neben ihnen festzumachen, vergewisserten sich zweimal, dass die Leinen solide waren, und schlossen das Elektrokabel am Kai wieder an. Leicht verspätet fuhren sie schließlich aufs offene Meer hinaus und blickten dabei noch lange zurück.

POSITIONSBESTIMMUNGEN (2007)

Cyrille sagte, das Meer sei wie eine gesteppte Patchworkdecke. Mit Sonnenfäden aneinandergenähte Wellensplitter. Es verschlinge die Geschichten der Menschen und verdaue sie langsam in seinem kobaltblauen Bauch, bis nur noch verzerrte Spiegelbilder an die Oberfläche stiegen. Er sagte, die Ereignisse der letzten Wochen würden langsam im Halbdunkel der Erinnerung versinken.

* * *

Bevor das alles passierte, kam ich mir weiß und durchsichtig vor. Wie ein blank geputztes Glas. Aber leer. Sogar mein Arzt fand, dass ich bleich wirkte. Zu bleich.

»Sie sehen blass aus.«

»Das ist meine natürliche Hautfarbe.«

»Wie fühlen Sie sich?«

»Ich habe das Schlimmste hinter mir. Inzwischen zähle ich die Stunden nicht mehr.«

»Die Stunden?«

»Ja. Bis vor zwei Monaten habe ich schon beim Aufwachen die Stunden gezählt, die ich hinter mich bringen musste, bevor ich mich wieder schlafen legen durfte. Inzwischen habe ich damit aufgehört. Ich denke, das ist ein gutes Zeichen.«

»Das ist sogar ein sehr gutes Zeichen. Gehen Sie zu einem Psychologen?«

»Nein. Ich glaube, das wäre nichts für mich. Ich habe Freunde. Ich will nicht dafür zahlen, mit jemandem zu plau-

dern.« Er nahm seine rechteckige Brille ab und legte sie auf den Schreibtisch. Er hatte mich einst geimpft und mich vor Röteln, Blinddarmentzündung und einer Unmenge von Schnupfen, Grippe und anderen taschentuchverzehrenden Erkältungskrankheiten gerettet. Er kannte mich schon so lange, dass er sich eine Meinung über mich erlauben durfte. »Warum habe ich das Gefühl, es geht Ihnen nicht gut, Catherine?«

»Es geht mir gut, Doktor ... Es ist bloß ... Es kommt mir vor, als hätte ich die Gebrauchsanweisung dafür verloren, wie man Dinge spannend findet. Wie man sich begeistert. Ich fühle mich einfach leer. Durchsichtig. Geht Ihnen das auch manchmal so, dass Sie spüren, wie sich die Erde ohne Sie dreht? Als wären Sie gerade aus einem Zug ausgestiegen, würden neben den Gleisen stehen und durch die schalldichte Glasscheibe zusehen, wie drinnen eine Party im Gange ist? Tja, ich stehe momentan im Nirgendwo. Weder auf der Party noch bei denen, die zuschauen. Ich fühle mich wie eine durchsichtige Glasscheibe, Doktor. Keine Gefühle. Nichts.«

»Wie alt sind Sie?«

»Dreiunddreißig, aber an manchen Tagen fühle ich mich viel, viel älter.«

»Sie müssen auf sich aufpassen, Catherine. Sie sind hübsch, kerngesund ...«

»Manchmal zieht sich da, wo mein Herz ist, alles zusammen. Mir wird ganz schwindelig, und ich kippe um, mir wird schwarz vor Augen, und ich warte, bis der Tod seine Hand wegnimmt, damit ich wieder aufstehen kann.«

»Das sind Kreislaufprobleme. Haben Sie das öfter?«

»Nein, aber vielleicht passiert es ja noch öfter. Das ist anstrengend für mein Herz.«

»Wenn so etwas passiert, legen Sie sich auf den Boden und strecken Sie Ihre Beine an einer Wand hoch. Das hilft.«

»Und was hilft gegen den Rest?«

»Den Rest?«

»Ja, die Horrornachrichten im Fernsehen, den Tod meiner Mutter, die Pflanzen, die im Winter nicht blühen, das beschissene Wetter, die Komiker, die nicht komisch sind, die Werbung, die läuft, obwohl keiner sie sehen will, die schwachsinnige Politik, die Filme, in denen sinnlos rumgeballert wird, die unaufgeräumte Wohnung, das zerwühlte Bett und die aufgewärmten Essensreste, die in der Pfanne festkleben – was mache ich dagegen?«

Er seufzte. Er hatte es wahrscheinlich satt, Nervensägen wie mir das Leben zu retten, die nicht wussten, was sie damit anfangen sollten, und an die er seine Wunderkräfte lediglich verschwendete. Wieso sollte man einem Typen, der Grippe hatte, Antibiotika verschreiben, wenn er sich eine Woche später sowieso aufhängen würde? »Wie lange ist Ihre Mutter jetzt schon tot, Catherine?«

»Fünfzehn Monate ...«

Ich hatte immer gedacht, wenn meine Eltern einmal tot wären, würde ich weggehen. Ich war jahrelang nur auf Seen rumgesegelt, hatte die Nase gestrichen voll vom ganzen Stadtleben in Montréal und träumte vom Meer. Ich wollte sehen, wie in der Gaspésie der Fluss zum Ozean wurde, wollte mich in der Baie-des-Chaleurs auf den Boden kauern und den Atlantik anbrüllen. Ich hatte allen Grund, wegzugehen. Vor Kurzem hatte ich außerdem einen Brief erhalten, der in Key West abgeschickt worden war und mich zu einem Treffen in ein kleines Fischerdorf in der Gaspésie einlud. Ich wusste, wenn ich irgendwie mit meinen Problemen fertigwerden wollte, wäre das ein guter Anfang. Aber ich traute mich nicht und sah lieber zu, wie sich die Jahreszeiten in grauen Staubschichten auf den Regalen meiner spartanisch eingerichteten Wohnung ablagerten. Wieso sollte ich Wün-

sche haben? Wieso träumen? Wieso lieben? Ich wusste es nicht mehr. Es fiel mir schwer, mich von mir selbst zu befreien, und ich sah reglos zu, wie der Bürgersteig unter den Schritten der Passanten immer tiefere Risse bekam. Ich war wie ein Seemann an Land, auf dem Trockendock und ohne Segel. Mit Bleigewichten beschwert.

»Tun Sie etwas, um auf andere Gedanken zu kommen, Catherine.«

»Gedanken? Das sind Tatsachen, Doktor! Es gibt Leute, die haben Pläne, die haben Ziele im Leben ... Und ich ... Ich lebe, aber ich begreife nicht, warum ich darüber in Begeisterung ausbrechen sollte.«

»Sie sind Idealistin. Sie hätten gerne ein aufregendes Leben. Aber nur junge Leute stellen sich das Leben aufregend vor. In Wahrheit besteht das Leben nur aus Alltag. Wir haben zwei Möglichkeiten: Entweder wir verzweifeln, oder wir lernen. Lernen Sie, Catherine.«

»Dass es langweilig ist?«

»Dass jeder Tag ein schöner Tag sein kann.«

»Aha.«

Hinter ihm tanzten Staubkörnchen im Sonnenlicht, das gedämpft durch die senkrechten Fensterläden drang. Im Laufe der Jahre hatte es die alten Latein-Diplome an der Wand in ihren Rahmen vergilben lassen.

»Der Sommer kommt ... Warum verreisen Sie nicht?«

»Verreisen? Glauben Sie, Sextourismus in Marokko könnte ein bisschen Aufregung in mein Leben bringen?«

»Nein. Ich meine einfach einen Tapetenwechsel.«

»Was Sie Tapetenwechsel nennen, ist eine Täuschung, Doktor, eine vorübergehende Zerstreuung für Hobbyfotografen, die sich ihr Leben aus exotischen Bildern und Schnipseln zusammenbasteln.«

»Sie sind hart und selbstgefällig, Catherine. Ihre Ironie macht Sie ungerecht.«

»Sie haben recht, tut mir leid. Eigentlich fahre ich gern Auto. Dabei fühle ich mich frei. Aber das ist Benzinverschwendung und schadet ja leider der Umwelt. Außerdem drehe ich mich dabei im Kreis und lande immer wieder da, wo ich losgefahren bin.«

Er stand auf, in seinem weißen Kittel, um mich vor die Tür zu setzen.

»Sind Sie nicht früher mit Ihrem Vater segeln gegangen?«

»Ja, aber Sie wissen doch, was man sagt: Reisen ist nur eine Flucht vor sich selbst ...«

»Dann fliehen Sie mal so richtig, Catherine, lassen Sie Ihre Probleme zu Hause und versuchen Sie, sich eine Zeit lang mit etwas anderem zu beschäftigen als mit sich selbst ...«

Ich ging nach Hause. Ich las noch einmal den Brief aus Key West. Wo war das, Caplan? Ich sah auf der Landkarte nach. Dann regelte ich meine Angelegenheiten, packte und machte mich auf den Weg. Wie der Arzt es mir verordnet hatte. Ich sagte mir: Wir werden ja sehen, was dabei rauskommt.

Und bald sah ich es.

* * *

Heute rollt das Wasser seinen Wellenteppich gegen den Bug des Segelboots und lässt die gebrochenen Spiegelungen der ersten Sonnenstrahlen darauf schaukeln. Der Wind bläht die Segel, der Horizont ist in blendendes Rot getaucht, der Sonnenaufgang füllt das Meer mit Farben und verwandelt diese Geschichte in ein scharlachrotes Fresko. Der Himmel verfärbt sich blau und rosa, um den Einzug der Sonne gebührend zu feiern. Ein letztes Mal richte ich meine licht-

überfluteten Pupillen auf die zerklüftete Küste der Baie-des-Chaleurs. Sie ist bereits weit entfernt und verschwindet im hartnäckigen Dunst des Morgenrots.

Ich beuge mich über Bord. Im zerbrochenen Spiegel des Wassers bin ich ein zerschmettertes Kirchenfenster, ein durcheinandergeratenes Mosaik, ein funktionsgestörtes Gedächtnis ohne Zeitgefühl, ein Haufen ungeordneter Bilder, die ein verrückter Künstler willkürlich zusammengefügt hat. Ich öffne meine Hände, lasse die Spule meiner Erinnerungen in die Wellen fallen und sich ein letztes Mal darin entrollen.

KUTTER UND KÖDER

»Das Strandhotel von Caplan? Wissen Sie was? Das ist abgebrannt, Mademoiselle!« Er öffnete den Geschirrspüler zu früh, und eine gewaltige Dunstwolke waberte ihm entgegen. Schnell schloss er die Klappe wieder und wandte sich mir zu. Er reckte den Hals über die Theke und versuchte, einen Blick auf den Brief aus Key West zu erhaschen, den ich erneut geöffnet hatte, um die Angaben zu überprüfen, aber ich wich einen Schritt zurück.

»Wissen Sie was? Ein Riesenfeuer war das! Das ganze Dorf ist mitten in der Nacht zusammengekommen. Sogar aus Saint-Siméon und aus Bonaventure waren Schaulustige da! Natürlich hab ich bei der Gelegenheit das Bistro aufgemacht. Zwei Tage lang hat es ununterbrochen gebrannt! Die Flammen haben die Wände aufgefressen, überall sind Bettfedern rausgesprungen, die Feuerwehrleute wussten gar nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht! Mit der Asche hätte man den ganzen Strand bedecken können! Und wissen Sie was? Alles war hin! Das Hotel, die Bar und die Glücksspielautomaten. Ich hoffe, Sie sind nicht allzu enttäuscht ...?«

Ich lächelte. Wenn ich zehn Stunden Auto gefahren wäre, bloß um die Glücksspielautomaten im Strandhotel von Caplan zu sehen, wäre ich bestimmt enttäuscht gewesen, ja.

»Da, schauen Sie: Es stand da drüben, auf der anderen Straßenseite, bloß ein bisschen weiter westlich, aber da ist nichts mehr übrig. Ich würd sagen, das ist schon an die zwei Monate her. Jeder weiß das. Ich verstehe nicht, dass Sie da-

von nichts mitgeklagt haben, es war auf der Titelseite von *L'écho de la Baie*! Es gab sogar eine Sonderreportage mit Farbfotos! Vielleicht war der Brand eine Straftat, heißt es, und die Versicherungen wollen nicht zahlen. Wenn so was passiert, braucht man immer einen Sündenbock! Wissen Sie was? Schon komisch, dass jemand will, dass Sie da übernachten ...«

Ich überprüfte das Datum. Der Brief war zwei Monaten vorher in Key West abgeschickt worden. Ich steckte ihn wieder ein. Ich hatte noch nichts zu verbergen, aber auch nichts weiter zu sagen. Er räumte meine Pizzareste ab, warf sie in den Mülleimer und trat unzufrieden einen Schritt zur Seite.

»Wissen Sie was? Der beste Platz, um hier unterzukommen, ist bei Guylaine, gleich um die Ecke. Da werden Sie es viel gemütlicher haben als in dem abgebrannten Hotel!« Aus gebührendem Abstand öffnete er erneut den noch fauchenden Geschirrspüler. Er schnappte sich ein rot kariertes Tuch und begann wie ein Zirkusdompteur den Dampf wegzuwedeln. Dann zeigte er voller Lokalpatriotismus mit dem Kinn auf ein großes Haus, genau östlich von dem Café. Von oben auf den Felsen blickte es ruhig auf das Meer hinab. Eine zauberhafte Herberge, die ihre Gäste mit offenen Armen empfing.

»Das ist die schönste in der ganzen Gegend! Es ist ruhig da, Guylaine hat keine Kinder und auch keinen Ehemann. Und direkt daneben, ein Stück weiter, liegen der Fischerkai und das Hafencafé. Wenn Sie Fischer kennenlernen wollen, dann gehen Sie am besten da essen, am späten Vormittag, wenn die wiederkommen. Jetzt gerade macht Guylaine ihren Spaziergang, aber sie taucht bestimmt gleich hier auf, sie kommt immer bei mir vorbei ...« Der Gedanke machte ihn anscheinend sentimental. Versonnen nahm er ein Glas, ließ es beinahe fallen, knallte es wie einen verhexten Gegenstand

auf den Tresen, blickte noch einmal nachdenklich hinauf zur Herberge und wandte sich dann mit einem Seufzer wieder mir zu. »Wollen Sie solange einen Kaffee?«

Ich hatte nie besonders viel für Familienpensionen übriggehabt. Meist musste man dort plaudern, erzählen, wer man war, wo man herkam, wo man hinging, wie lange man bleiben wollte, und den Besitzern zuhören, wenn sie in allen Einzelheiten von der Sanierung des Dorfes erzählten. Aber gut. Anscheinend war es aussichtslos, ein Hotel in der Gegend zu finden, und fürs Campen war ich nicht gemacht, also blieb mir wohl nichts anderes übrig, als zu Guylaine zu gehen. Wohin sonst?

Er räumte mein Besteck und mein leeres Glas ab und stellte eine Tasse auf den Tresen, bevor er das Gespräch wieder aufnahm und fragend mit dem Zeigefinger auf meine Handtasche deutete.

»Falls Sie jemanden von hier suchen, kann ich Ihnen bestimmt helfen ...«

Ich zögerte. Ich rutschte mit meiner Bank ganz nach hinten im Bistro ans Fenster. Ich erinnere mich daran, weil das Meer meine gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sein schwerer Geruch, die Kaimauer, die langsam in der Dunkelheit versank und die sich bald unter der undurchsichtigen Daunendecke der Nacht verbergen würde. Was gab es ohne Licht auf dieser Seite zu sehen?

»Wissen Sie was? Ich kenne eine ganze Menge Leute in der Gegend ...«

Ich wusste noch nicht, wie ich über diese Frau sprechen sollte. Sie war für mich immer unaussprechlich gewesen, und jetzt sollte ich plötzlich von einem Tag auf den anderen ganz beiläufig ihren Namen sagen. Musste ich ihn mir erst siebenmal auf der Zunge zergehen lassen, meinen ganzen Mundraum damit benetzen wie mit einem seltenen Wein

oder ihn mit den Backenzähnen zu einem weichen Brei zermahlen?

»Wie war der Name noch mal, den Sie suchen?«

Ich musste mich daran gewöhnen, zumindest eine Zeit lang so tun, als hätte ich ihn mir zu eigen gemacht. Ihn wenigstens in mein Vokabular aufnehmen, wenn er schon keinen Platz in meinem Stammbaum hatte. Und dann blickte ich aufs Meer und sprach ihn zum allerersten Mal aus. Ich atmete tief durch und sagte ihn laut und deutlich. »Marie Garant ... Kennen Sie sie?«

Er wich einen Schritt zurück. Sein strahlendes Lächeln erlosch wie eine Kerzenflamme, die plötzlich ausgeblasen wurde. Aufmerksam und misstrauisch musterte er mich von oben bis unten.

»Ist das eine Freundin von Ihnen?«

»Nein. Ehrlich gesagt kenne ich sie nicht ...«

Er nahm das Glas wieder in die Hand und begann es enthusiastisch abzurubbeln. »Puh! Sie haben mir kurz Angst eingejagt! Marie Garant ist nämlich keine Frau, die wir hier mögen. Wissen Sie was? An Ihrer Stelle, als Touristin, würde ich lieber nicht zu viel über sie reden, so machen Sie sich nämlich keine Freunde ...«

»Wie bitte?«

»Aber Sie kommen nicht von hier, also können Sie das ja nicht wissen ...«

»Nein. Kann ich nicht.«

»Sind Sie wegen ihr hier?«

»Ähm ... Nein.« Das war fast gar nicht gelogen. »Ich mache Urlaub.«

»Also doch eine Touristin! Na dann, herzlich willkommen! Ich bin Renaud. Renaud Boissonneau, Rektor der Sekundarschule und Geschäftsmann für jede Art von Geschäften!«

»Freut mich ...«

»Wissen Sie was? Wir werden uns um Sie kümmern! Hat Ihnen die Pizza geschmeckt? Der große Touristenrummel hat noch nicht begonnen, normalerweise ist es hier nämlich gerammelt voll! Puh! Immer komplett ausgebucht, die Leute finden das ziemlich originell hier. Haben Sie die Dekoration gesehen? Alles alt und voller Erinnerungen! Ich weiß nicht, ob es Ihnen aufgefallen ist, aber wir befinden uns hier in einem ehemaligen Pfarrhaus. Deshalb ist die Kirche gleich nebenan! Die Terrasse geht einmal rund herum. Wer beim Biertrinken nicht den Kirchturm sehen will, kann sich in Richtung Meer setzen oder in Richtung Fischerkai. Der Pfarrer wohnt da oben. Wer nach zwei, drei Gläsern bereit ist zu beichten, braucht bloß die Treppe hochzusteigen!« Er hatte erfolgreich den Geschirrspüler gezähmt und holte lärmend Geschirr hervor, das glücklicherweise unzerbrechlich war. »Ich mache hier sozusagen alles! Da, sehen Sie die Dekoration? Die habe ich aufgebaut! Ich hab alles genommen, was ich so im Keller hatte! Schauen Sie mal, wie originell: Kutschenräder, die von der Decke hängen (später hab ich noch die Öllampen dran befestigt), Stiefel, hölzerne Vogelhäuschen, Werkzeuge, Sägen, Kabel, Schiffstaue. In der Ecke hab ich alte Regenmäntel aufgehängt ... Brauchen Sie einen Regenmantel? Na gut, heute war schönes Wetter ... Aber in letzter Zeit hat es viel geregnet, finden Sie nicht?«

»Ist mir gar nicht aufgefallen ...«

»Aha! Eine Städterin!« Als gäbe ihm die Tatsache, dass wir aus unterschiedlichen Welten kamen, das Recht zu Vertraulichkeiten, beugte er sich auf einmal zu mir und murmelte: »Und wissen Sie was? Ich mache die Dekoration, ich bediene an den Tischen, kümmere mich um das Geschirr, und wissen Sie, was ich bald auch noch werde? Küchenhilfe! Mit dreiundfünfzig Jahren! Es ist nie zu spät für neue Herausfor-

derungen, Mademoiselle!« Er richtete sich auf und schloss krachend den Geschirrspüler. »Alles, was Sie hier sehen, kommt von mir zu Hause: der Globus, die alten Fotoapparate, die Seekarten, die antike Standuhr, der mittelalterliche Dolch, die Hufeisen ... (Sagt man Hufeisen oder Hufeeisen? Wissen Sie was? Ich glaube, beides geht.) ... die Flaschen, die Tontöpfe, die einzelnen Tassen, sogar die Kochbücher! Erzählen Sie mal: Wie sind Sie hierhergekommen? Durchs Tal oder über die Landzunge?«

»Ähm ... Durch das Tal.«

»Das lob ich mir, Leute, die sich sinnlose Umwege ersparen!« Er schrubbte den Tresen, als versuchte er, seinen Lumpen bewusstlos zu schlagen.

»Sinnlose Umwege?«

»Die Landzunge! Percé, die Basstöpel, die Île Bonaventure ... Der Umweg lohnt sich nicht, Mademoiselle! Wollen Sie da noch hin?«

»Ich weiß nicht. Ich habe noch gar nichts geplant.«

»Gerade heute habe ich nämlich Reiseführer reinbekommen! Ich habe sie noch nicht gelesen, aber ... Ah! Wenn das nicht die hübsche Guylaine ist!« Sofort landete der Lumpen in der Spüle, wie ein peinliches schmutziges Ding.

Guylaine Leblanc war auf den ersten Blick um die fünf- undsechzig Jahre alt. Ihr gepflegtes graues Haar, das sie zu einem lockeren Dutt hochgesteckt trug, verlieh ihr das gültige Aussehen einer Großmutter aus einem amerikanischen Film. Sie lachte zärtlich und zwinkerte dem dahinschmelzenden Renaud zu.

»Kennst du schon unsere neue Touristin, Guylaine? Wie heißen Sie noch mal?«

»Catherine.«

»Catherine und weiter?«

»Day. Catherine Day.«

»Catherine Day möchte bei dir unterkommen. Du hast doch bestimmt ein Zimmer für sie frei?«

Renaud küsste Guylaine auf beide Wangen, bevor sie mich auf die andere Seite der Nationalstraße zog, wo sie ihre Boutique, Le Point de Couture, eingerichtet hatte. Sie verkaufte dort selbst geschneiderte Kleidung und nahm auch Änderungen vor. Die Herberge befand sich auf der vom Straßenlärm abgeschirmten Rückseite. Eine geräumige Erdgeschosswohnung, im selben Stil dekoriert wie bei Renaud, mit einem erstaunlich gemütlichen Durcheinander aus alten Gegenständen, ausgestattet mit Ruhesesseln und einer großzügigen Veranda mit Blick auf den unmittelbar darunter liegenden Strand. Die drei Zimmer im ersten Stock waren für Touristen bestimmt, während Guylaine irgendwo am Ende der Treppe zum Dachboden schlief.

Sie bot mir ein Zimmer mit Meerblick an, ihr Lieblingszimmer, wie sie sagte, dekoriert mit Treibholz, ganz in Weiß und Blau gestrichen, mit einem Bett, über dem eine handgefertigte Patchworksteppdecke lag.

Es war ein sehr schönes Zimmer.